

Stimmen der Völker

Eine Weltwanderung durch die Religionen der Menschheit

VII.

Die Religion der Ägypter

Auf unserer Wanderung durch die Religionen der Welt lernten wir im Buddhismus eine Religion kennen, die auf einem Gottesbegriff ganz verzichtete, nachdem die Gottesvorstellung in der Entwicklung der indischen Religion so sehr entleert und zerlegt war, und die erst nachträglich die Vorstellung von allerbarmenden Göttern, Geistern und Dämonen wieder einbringen ließ. In China und Japan war die Kraft der alles durchdringenden religiösen Haltung ebenso stark, wie die Klarheit eines bestimmten, persönlichen Gottesbildes gering war. Gerade das Ringen um die Klärung der Gottesvorstellung, insbesondere um einen Begriff des einzigen, persönlichen Gottes ist in der Geschichte der Religionen oft von dramatischer Bewegung und von besonderem Interesse. Wenn wir im folgenden nach einer Anzahl noch lebendiger Religionen wieder einmal eine uralte, heute erloschene Religion betrachten, die Religion der alten Ägypter, so nicht nur deshalb, weil die Ägypter das älteste Kulturoolk der Erde sind, von deren Geschichte wir Kenntnis haben, sondern vor allem, weil jenes Ringen um die geklärteste, eindeutige Vorstellung eines einzigen, persönlichen Gottes in Ägypten mit einem dramatischen Abschluß der Reichsgeschichte zusammenfällt.

Seit den ältesten Zeiten der ägyptischen Geschichte (mindestens 4000 Jahre v. Chr.) gehen in der Religion des Volkes zwei Strömungen nebeneinander her: ein ausgedehnter Kult heiliger Tiere und ein Glaube an persönliche Götter. Fische und Stier, Kuh, Kobra und Hund, Ibis und Krokodil genossen göttliche Verehrung. Wir wissen nicht genau, ob diese heiligen Tiere nur bei der breiten Masse, in einem groben Mischverhältnis, als göttliche Wesen gelten, oder ob dieser Tierkult ganz allgemein als Tierergöttergötter, als allerprimärste Religionsform als uralter „Totemismus“ angesehen werden muß. Jedenfalls gibt es neben diesem Tierkult die Verehrung einer ganzen Reihe von persönlichen Göttern, die ägyptische Götter in zwei „Dynastien“ eingeteilt haben. Meist hatte jede Stadt ihren eigenen Gott, und mit deren politischem Übergewicht, aber gar mit deren Erhebung zur Hauptkraft eines ganzen Reiches wurde auch der zugehörige Gott zum obersten Nationalgott. Mit einer jeden dieser Stämmen- und Stadtgötter scheint in nicht ganz durchsichtiger Weise die Vorstellung eines obersten, allmächtigen Gottes verbunden worden sein, die des Sonnengottes Re oder Ra. Sein Kult blühte vor allem in Memphis und Heliopolis. Göttliche Verkörperungen der Sonne waren wohl auch Osiris, Ptah und Chnup.

Mit diese Götter hatten aber auch bestimmte Beziehungen zur Sittlichkeit der Menschen. Sehr ausgeprägt war die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, einer Vergeltung des Bösen im Jenseits nach dem Richterurteil der Göttin Ma und des Osiris. Milderndes scheint man nach dem Tode keine Erziehung von Leib und Seele angenommen zu haben, sondern ein Fortleben beiher. Für diese Ansicht spricht die Einbaumierung der Reichen und ihre Bestattung in monumentalen Grabbauten, zuerst in den gewaltigen Pyramiden, später in riesigen in den Felsen gehauenen Totenstädten, die um die Reiber als Zeugen jener Zeit, zusammen mit vielen Werken der Kunst und des Handwerks, unversehrt erhalten haben.

Das eigenartige, für uns undurchsichtige Nebeneinander von Tierkult und Mitterglauben, von vielen Göttern und einem, allgemeinen Sonnengott Re wird während der Regierung des Königs Amenhotep IV. (1370—1352 v. Chr.) zu einem dramatischen Stück politischer Geschichte. Dieser König hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, an die Stelle der vielen Götter und ihrer besonderen Kulte hier und dort im Lande, einen einzigen Gott zu setzen und alles religiöse Leben auf ihn auszurichten. Sein Ringen um den Einheitsglauben war ein ungeheures Wagnis. Amenhotep ist davon gescheitert, und die Zukunft des ägyptischen Reiches ist an den Rumpfen um die Erneuerung der Religion zerbrochen, — ab an dem Rollen und an dem Fortschritt des Königs Amenhotep (Amenhotep) oder an dem Verfall und dem Niedergangsmachen seiner Nachfolger, das wissen wir nicht.

Erhaltene Bildwerke kündigen davon, daß Amenhotep IV. ein häßlicher, körperlich entstellter, entarteter Mensch war. Insofern gewaltig ist sein Geist gemessen, der sich einer lauternden, alten Entschlossenheit entgegenstemmte. Amenhotep benutzte zunächst vor anderen Kulte den Kult des Sonnengottes Re in der Gestalt eines vierberährigen Menschen mit der goldenen Sonnenscheibe als Diadem. Später fällt die Menschengestalt und der Tierkopf, allein die Sonnenscheibe bleibt religiöses

Symbol. Der König proklamiert den Sonnengott als einzigen Gott und gibt ihm den neuen Namen Aton und nennt sich selber seinen Liebling gleich Ch-er-aton. Nur der Kult Atons wird noch geduldet. Wo Tempel und Denkmäler den Namen anderer Götter tragen, wird er ausgemerzt. Den Priestern der übrigen Götter werden die staatlichen Einkünfte entzogen, neue Tempel des einzigen Gottes werden gebaut, eine neue Hauptstadt des Reiches entsteht, Tel Amarna an Stelle Thebens, und wird glänzend ausgestattet. Eine Erinnerung und Vertiefung des religiösen Lebens bahnt sich an. In der ägyptischen Kunst vollzieht sich ein tiefgreifender Wandel von der bisherigen Strenge, Starre und Gefühlsarmut der bildlichen Menschenabbildung zu überraschender Natürlichkeit, Wahrheit und gefühlvollstem Ausdruck. An Stelle der altägyptischen Sprache der bisherigen Inschriften tritt die lebendige Volkssprache der Schriftsprache erhoben. Der König selbst dichtet einen Hymnus auf die Sonne, voller Empfindung für die Schönheit der Natur. Des einen Gottes Herrlichkeit und Allmacht wird in wunderbaren Versen gepriesen. Es ist eins der schönsten Denkmäler altägyptischer Literatur, voller Anklänge, ja vielleicht das Vorbild für den schönen 104. Psalm.

Auf allen Gebieten beginnt neues, reicheres Leben zu erblühen. Aber der König scheint den religiösen Dingen jenseitiger Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Die Provinzen des großen Reiches geraten in Unordnung und Unzufriedenheit. In Syrien und Palästina erfolgt der Einbruch der Hebräer, — jene Befrei-

nahme des „Gelobten Landes“ in der Bibel. Diese Provinzen gehen dem ägyptischen Reich verloren. Aber dem König Amenhotep fehlt der Geist seiner Vorfahren, die im Namen ihrer Götter in den Krieg gezogen waren und ihre Macht über Ägypten und Afrika ausgedehnt hatten. Der Grundfah des Königs Amenhotep, „das Land nicht hart zu behandeln“ wurde zum Programm der Schwäche und führte zur politischen Kollaps. Der Widerstand gegen ihn und seine Politik wuchs innen und außen. Nach seinem Tode wurde der frühere Zustand bald wieder hergestellt, die alten Götterkulte lebten wieder auf, die neugegründete Stadt Amarna ward verlassen und verödete. Die Königin-Witwe Neferetete vermochte die Herrschaft nicht zu halten. Tut-ench-Amun, Amenhotep's Nachfolger, griff endlich zum Schwert und zog gegen die früheren Feinde des Reiches. Aus der Zerissenheit dieser Jahre hat sich Konstantin aber nur für etwa 100 Jahre erholen können. Insofern hier war dann der endgültige Abstieg: Zerfall des Reiches, Fremdherrschaft erst der Nethopier, dann der Perser, später der Makedonier, der Römer, der Türken. Auch in der Kunst gehen bald die Erzeugnisse der Amarna-Zeit verloren; die alte Strenge und Lebhaftigkeit hebt zurück. Der Verfall, der ägyptischen Kultur neues Leben und neuen Auftrieb zu verschaffen, scheint für alle Zeit gescheitert. Auch die Religion zerfiel und entartete. Der Tierkult übernahmerte und nahm die abendlichen Formen an. Ueberforderung auch des Kultus blieb unter der politischen Fremdherrschaft nicht aus. Es war ein tragisches Schicksal, daß jene erste „Reformation“ der Weltgeschichte, jene mutige Tat eines gewaltigen Idealisten einen so traurigen Ausgang, so erschütternde Folgen hatte. Ob hier Schuld oder Schicksal obwaltete, — die Wissenschaft vermag das nicht zu entscheiden.

Der Gesundheitszustand des Papstes

Monatlichen Berichten gegenüber, die von einer wesentlichen Verschlechterung im Befinden des Heiligen Vaters wissen wollen, wird aus keiner näheren und nächsten Umgebung berichtet, daß sie unzutreffend seien. Gleichwohl ist man in der Vatikanstadt darüber beunruhigt, daß die erwartete Besserung seines Zustandes nicht schneller voranschreitet. Die unbedingte Ruhe, zu der Papst Pius XI. sehr gegen seinen Willen gezwungen ist, kommt zwar dem Kranken, doch geschwollenen Bein in gewisser Weise zugute, nicht aber dem allgemeinen Befinden. In zeitweiser sehr heftiger Schmerzen, die der Heilige Vater mit großer Stille und Geduld erträgt, hat sich in der letzten Zeit Schlaflosigkeit eingestellt.

Jeden Morgen besucht der Arzt, Dr. Milani, der das von ihm geleitete Krankenhaus der Vatikanstadt nicht verläßt, den Papst schon um 8.30 Uhr früh, um bei ihm bis gegen 8 Uhr zu bleiben. Er kommt gegen Mittag wieder, um noch einmal anderthalb Stunden am Krankenlager zu weilen, und erscheint abends zu einem dritten Besuch um 8 Uhr, um den Kranken erst gegen 9.30 Uhr oder gar 10 Uhr zu verlassen.

Um 8.15 Uhr früh hat der Heilige Vater vom Bett aus die heilige Messe, die in der seinem Zimmer benachbarten Kapelle gelesen wird, während die Tür zum Krankenzimmer weit geöffnet ist. Dann empfängt er den Kardinal-Statthalter, mehrere Beamte sind ihm vom Arzt nicht mehr gestattet worden.

Schiffaltäre auf Afrikadampfern

Auf den nach Afrika fahrenden Dampfern der Deutschen Afrika-Linie waren bisher nur Tragaltäre im Gebrauch. Nunmehr hat sich die Reederei entschlossen, auf den neuen Schnell-dampfern auch feste Altäre einzubauen. So hat denn der erste dieser Dampfer, der 18.000 Tonnen große Turbinendampfer „Pretoria“ einen in Zusammenarbeit mit dem St. Raphael-Berein geschaffenen brauchbaren Altar erhalten, der im Rindzimmer des Dampfers aufgestellt wurde.

Das von Professor Schreyer geschaffene Altarbild stellt eine Kreuzigungsgruppe dar und verwendet auf den Seitenflächen die Symbole der vier Evangelisten. Mit einfachen Mitteln ist eine feierliche Wirkung erreicht worden, die für die katholischen Passagiere der Reederei eine dankbar empfundene Anregung bedeutet. Im Tag der Jungfernfahrt des Dampfers nahm im Auftrag des Bischofs von Conakry der stellvertretende Bischof des St. Raphael-Bereins, Dechant Paul Arin, A. Wintermann die feierliche Einweihung des Altars vor. Gleich auf der ersten Fahrt dieses neuen Schiffes reisten zwei Pfaffen, vier Pfaffenfrauen, fünf Marien-schwestern vom katholischen Apostolat, drei Franziskanerinnen von Siegen und zwei Dominikanerinnen von Kolbersberg in die südafrikanischen Missionen ab. Am 19. Dezember verließ die

„Pretoria“ unter den Segenwünschen der Heimat ihren Ursprungshafen Hamburg.

Goldmedaille für Greta Garbo

Die berühmteste Frau der Welt, Greta Garbo, ist in besonders eindrucksvoller Weise von ihrem Heimatland geehrt worden. König Gustaf von Schweden hat ihr die Goldmedaille „Litteris et artibus“ verliehen, eine Auszeichnung, die nur hochachtbaren Wissenschaftlern und Künstlern in Schweden zuteil wird. Dieser Befehl wurde am schwedischen Staatrat erteilt.

Carl Froelich bei der Ufa

Am 1. Oktober 1937 werden die Filme des Tonfilmstudios Carl Froelich im Rahmen der Ufa erscheinen, und mit der Bezeichnung „Carl Froelich-Filme der Ufa“ herausgeführt und vertrieben werden. Ein bedeutender Beitrag umfassen der Ufa und dem Tonfilmstudium Carl Froelich u. Fa. a. S. wurde geschlossen. Die in Tengelshof, Kreisallertal, liegenden Tonfilm-Ateliers, die dem Carl Froelich-Studio gehören, wurden für die Dauer des Vertrages von der Ufa erworben.

Es ist beabsichtigt, die Arbeit von Carl Froelich auch auf eine künstlerische Beratung von Filmen des Ufa-Programms auszuweiten, in denen er nicht Regie führt, die aber in den Ateliers des Tonfilmstudios hergestellt werden. Carl Froelich wird von der Ufa mit ihrem gesamten technischen Apparat, insbesondere mit den neuesten Verbesserungen der Tonbildung und des Tonfilms, unterstützt.

Im Eskimo-Kino ...

Die Dankschaft Bethel in Moskau darf sich eines Kinobühnen, das in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat. Die Besucher sind ausschließlich Eskimos. Doch von ihnen hat die Kasse des Kinos noch keinen Cent an Eintrittsgeld erhalten. Die Eskimos bezahlen ihre Plätze mit Ränderfische. Ein Tisch mittlerer Größe verhilft zu einem Galerienplatz. Je mehr und je größere Fische, um so besser der Platz. Am Morgen nach der Vorstellung lesen dann an der einen Seite des Kinosaalbes die vereinsamten Ränderfische in großen Haufen aufgeschichtet. Sie werden zu einer bestimmten Stunde gegen Parzahlung an die Fischer von Eskimobanden verkauft, die die Ränderfische als Futter für ihre Jantiere benötigen.

Oskar Oppermann und seine Erben

Von Pfarrer Kirschenbauer

Die Wirtschaft „Zum Bronhan“ hatte eine einzige, ungewöhnlich kleine, aber überaus gemütlche und anheimelnde Gaststube. An den holzgetäfelten Wänden hingen Kupfer- und Stahlstücke, welche Straßen, Gassen, Plätze, Häuser und Kirchen der Stadt vor 100 und mehr Jahren darstellten.

Der ungestrichene Fußboden der Gaststube wurde jeden zweiten Tag gecheuert und mit weißem Sand bestreut. Die sauberen Eckenstücke hatten keine Decken. Man hätte von ihnen Ecken können wie von Schinkenbrettern. Eine Standuhr zählte mit langsamem Pendelschlag die Stunden. Im Winter strahlte ein kaminartiger Ofen mäßige Wärme aus.

An dem Ofen saß morgens, wenn die Gaststube geöffnet, gereinigt und geheizt war, Oskar Oppermann, der Wirt „Zum Bronhan“, und überließ sich, während er auf Gäste wartete, seinen Grübeleien.

Oppermann war Witwer. Seine Kinder, eine Tochter Anna und drei Söhne, waren verheiratet und versorgt. Das war sein Stolz, Anna, seinem ältesten Kinde, hatte er einen soliden Mann und eine schöne Aussteuer verschafft. Der älteste Sohn Georg sollte die Wirtschaft erben, die in der Stadt als „Goldgrube“ bekannt war. Die beiden jüngsten Söhne hatte der Vater studieren lassen. Der eine war Rechtsanwalt, der andere Arzt geworden.

Oppermann sitzt vor dem Kamin und spiegelt sich eitel in dem Bewußtsein, ein treusorgender Vater zu sein. Aber er möchte darüber hinaus noch etwas tun. Es soll — nach seinem Tode — eine Uebertragung für die Kinder werden. Er will ein Sparkassenbuch anlegen und spa-

ren wie nie, jedoch jedem Kinde 5000 M. ausgezahlt werden können.

Der Wirt „Zum Bronhan“ streicht sich wohlgefällig über den Bart mit dem ausrautierten Kinn. Die Gesichter möchte er sehen, wenn bei der Testamentsvollstreckung jedem Kinde das Seine zuteil wird. Wie werden sie sich beglückwünschen zu einem solchen Vater! Und wie wird seine Wohlthat ihren Schmerz vertilgen! Schon sieht Oppermann auf dem Friedhof das Denkmal mit der Inschrift: „Hier ruht unser unergleichlicher, treusorgender Vater.“

Selbstverständlich wird die Geschichte mit dem Sparkassenbuch unter die Leute kommen. Sie werden die Inschrift auf dem Grabstein lesen und mit dem Kopfe nicken: „Ja, ja, das war ein Vater, der hat für seine Kinder gesorgt — über das Grab hinaus.“

Der Wirt „Zum Bronhan“ darbt sich das Geld vom Munde ab. Er freut sich auf den monatlichen Gang nach der Sparkasse und war unglücklich, wenn der Betrag die übliche Höhe nicht erreichte. Sein Herz wurde hart. Jede Gelegenheit, sonst Gutes zu tun, ließ er vorübergehen. Wenn jemand mit einer Bitte um Unterstützung oder wenn ein Votum mit einer Liste kam, dann kniff er wie ein böser Vater die Augen zu, seine Züge wurden starr, abweisend wie die Gitter eines Bankhauses, und wortlos zog er sich in die anstoßende Küche zurück, um erst wieder zu erscheinen, wenn der Eindringling abgerückt war.

Oskar Oppermann starb. Sein Sohn Georg verlegte einsteilen die Kosten für die Beerdigung 1. Klasse, rechnete er doch bestimmt damit, daß alle Geschwister ihren Beitrag dazu geben würden. Oppermann selbst hatte zu

Begehren nicht anders geglaubt, als daß sich seine Kinder um die Ehre reihen würden, das Verzeichnis zu zahlen.

Als Georg den Geschwistern die Rechnung vorlegte, kam der erste Verdruß. Der Mann der Tochter meinte: Es müßte doch der „Goldgrube“ ein leichtes sein, das bischigen Beerdigungskosten für den Vater, der aus ihr herausgefordert und in ihr bis zuletzt gearbeitet hätte, aufzubringen. Die übrigen Verwandten waren der gleichen Meinung. Es kam eine Spaltung unter die Geschwister, die auch das Sparkassenbuch mit 25.000 M. nicht zu überbrücken vermochte. Im Gegenteil, es wurde zum Zankapfel. Oppermann hatte verfügt, daß die Geschwister das Geld unter sich teilen sollten. Wie? Die Frau hatte er, weil sie sich für ihn von selbst verstand, nicht erwählt.

Anna machte Einwendungen. Dänkt fühlte sie sich zurückgesetzt. Ihre Aussteuer entfracht nicht den Einnahmen der „Goldgrube“ und den Kosten für das Studium der beiden jüngeren Brüder, die nun in glänzender Stellung waren, während sie mit ihrem Mann genau rechnen und hart arbeiten mußte, um bestehen zu können. Es wäre doch nicht mehr als recht, wenn die Brüder zu Gunsten ihrer einzigen Schwester verzichteten, zumal sie alle mit aufgezogen und wie ein Rindermädchen gewartet hätte.

Mein dafür hatten die Brüder kein Verständnis, und ihre Frauen sorgten, daß das so blieb. Sie mochten sich schon im Stillen aus, was sie mit dem Geld anfangen wollten.

Da die Geschwister sich nicht einigen konnten, entschied das Gericht für gleiche Teilung.

Mit der Teilung des Geldes wurde auch die Verwandtschaft geteilt und zerrissen.

Es lag kein Segen auf der Erbschaft, die Oskar Oppermann zusammengeraut hatte. Das Werk — an und für sich gut — war wie eine Blume, die vom Unkraut des Geizes, der Selbstsucht und der Eitelkeit erdrückt wurde.